

JÉRÔME LEROY

DIE LETZTEN TAGE  
DER RAUBTIERE

KRIMINALROMAN

AUS DEM FRANZÖSISCHEN ÜBERSETZT  
VON CORNELIA WEND

EDITION NAUTILUS

Die Originalausgabe des vorliegenden  
Buches erschien unter dem Titel  
*Les derniers jours des fauves*  
© La Manufacture de livres, 2021.

Edition Nautilus GmbH  
Schützenstraße 49 a  
D-22761 Hamburg  
[www.edition-nautilus.de](http://www.edition-nautilus.de)  
Alle Rechte vorbehalten  
© Edition Nautilus GmbH 2022  
Deutsche Erstausgabe  
März 2023  
Umschlaggestaltung:  
Maja Bechert  
[www.majabechert.de](http://www.majabechert.de)



Druck und Bindung:  
CPI – Clausen & Bosse, Leck  
1. Auflage  
ISBN 978-3-96054-313-8

»Dass die Regierungen, ob die jetzige oder frühere, die Freiheit nicht mögen, ist nicht neu. Die Regierungen tendieren in allererster Linie zur Effizienz.«

François Sureau, *Sans la liberté*

»Wahrlich, wir haben eine gewaltige Probe von Geduld abgelegt; und wie die alte Zeit die äußerste Grenze der Freiheit erlebt hat, so wir die der Knechtschaft, da wir infolge der Bespitzelung nicht einmal durch Sprechen und Hören miteinander verkehren konnten. Selbst das Gedächtnis hätten wir mitsamt der Sprache verloren, wenn das Vergessen ebenso in unserer Gewalt stände wie das Schweigen.«

Tacitus, *Das Leben von Georgius Agricola*

»Mam'zelle Clio

Mam'zelle Clio

Der erste Tag, das weiß ich noch,  
war bei idiotischen Freunden.«

Charles Trenet, *Mam'zelle Clio*



## NATHALIE GEHT

Nathalie Séchard, Oberbefehlshaberin der Streitkräfte, Großmeisterin des nationalen Ordens der Ehrenlegion, Großmeisterin des nationalen Verdienstordens, Kofürstin von Andorra, erste und einzige Ehrenkanonikerin der Erzbasilika von San Giovanni in Laterano, Schirmherrin der Académie française und des UNESCO-Weltkulturerbes Schloss Chambord, Hüterin der Verfassung, und nebenbei Präsidentin der Fünften Republik, ist gerade in diesem Moment dabei zu vögeln.

Und Nathalie Séchard vögelt mit Hingabe und Freude.

Nathalie Séchard hat das schon immer geliebt, mehr als die Macht. Eben darum wird sie diese auch verlieren. Das ist genau wie mit dem Geld, denkt sie gerne, wenn sie nicht vögelt. Die Reichen sind nicht reich, weil sie eine besondere Begabung haben. Die Reichen sind reich, weil sie Geld lieben. Sie lieben nichts anderes, mit der Zeit wird das abstrakt. Und etwas diabolisch, wie alles Abstrakte. Lieber zehn Milliarden als acht. Lieber zwölf als zehn. Und immer so fort. Das hört nie auf.

Mit der Macht ist es genauso, man muss sie um ihrer selbst willen lieben. Man muss ausschließlich sie lieben, nur an sie denken, nur für sie leben. Nicht für das, was sie möglich macht. Nathalie Séchard, die immer noch vögelt, konnte sich in den letzten Jahren davon überzeugen, dass politische

Macht auch nicht mehr das ist, was sie mal war. Die Präsidentin steht an der Spitze einer Mittelmacht, in der nichts mehr so richtig gut funktioniert, wie in einem mittelständischen Zuliefererbetrieb mit einem einzigen Auftraggeber am Rande der Pleite.

»Ich hätte links bleiben sollen«, denkt sie manchmal, wenn sie nicht ihren Mann besteigt.

Jetzt gerade spürt sie ein Kribbeln in den Handflächen. Das sind bei ihr in der Regel die ersten schwachen Vorboten eines gigantischen Orgasmus, der sie umhauen wird, und genau den braucht die Präsidentin jetzt.

Die Nacht ist tropisch heiß, und zwar nicht nur, weil ihre Hormone verrückt spielen, sondern weil das Wetter verrückt spielt, und die Präsidentin erträgt keine Klimaanlage. Das Fenster im Schlafzimmer des Pavillon de la Lanterne steht offen. Draußen im Park der hübschesten Zweitwohnung der Republik hört man die Eulen rufen.

Besser übrigens, man stellt sich als Leser gleich darauf ein: Diese Geschichte spielt während einer ausdauernden Hitzeperiode, einer bleiernen Hitze, die sich nicht um Jahreszeiten schert. In den Problemvierteln, die seit fünfzehn Monaten einem harten Lockdown unterworfen sind, wirkt sie wie ein Brandbeschleuniger für Aufstände, aber auch in der restlichen Gesellschaft führt sie zu einem einzigen Chaos. Das zeigt sich an den vielen Irrsinnstaten, die die Schlagzeilen beherrschen. Sie bieten den Nachrichtensendern einen Vorwand zu langen und substanzlosen Diskussionen, die, so scheint es Präsidentin Séchard im Nachhinein, den mörderischen Soundtrack ihrer Amtszeit bildeten.

Sie ist Kommentatorenfutter, so wie andere Kanonenfutter waren.

Um diesen mörderischen Soundtrack zu vertreiben, und da das Amt, das sie ausübt, immer geisterhaftere Züge annimmt, zieht sie es vor, zu vögeln und Haydn zu hören, diesen Musiker des Glücks. Manchmal tut sie auch beides zugleich, wie gerade jetzt, und zwischen den Seufzern, die von ungeduldigem Stöhnen unterbrochen werden, kann man im

dunklen Schlafzimmer die Sonate 41 in B-Dur hören, mit Misora Ozaki am Piano.

Natürlich bleibt ihr von der Macht noch der Anschein. Sie mochte die Dienstreisen, sie leitete gerne Kabinettsitzungen, fand Gefallen am Defilee zum 14. Juli, an der Fahrzeugkolonne aus schwarzen Peugeot 5008, und auch am Eifer ihrer Personenschützer.

Doch in dieser Nacht liebt sie noch nicht einmal mehr das.

In dieser Nacht liebt sie ihren Mann, den sie in sich spürt, und sie liebt die Sonate 41 in B-Dur. Sie sollte nicht vergessen, vor Ende ihrer Amtszeit Misora Ozaki in den Élysée-Palast einzuladen.

Ihr Personenschutz wird von der für die Sicherheit der Präsidentin zuständigen GSPR gewährleistet, und es hat eine Weile gedauert, bis sie mitbekommen hat, dass man ihr direkt nach der Wahl den Codenamen »Blonder Cougar« verpasst hat. Als sie es schließlich erfuhr, ließ sie sich nichts anmerken. Sie war diese Art von Schlüpfriegen gewohnt. *Never explain, never complain.* Sonst wäre das an die Presse durchgesickert. Man hätte sich in den Sozialen Netzwerken drei Wochen lang das Maul zerrissen, sie wäre nervlich am Ende gewesen und danach hätte ganz Frankreich sie Blonder Cougar genannt.

Nur einmal erlaubte sie sich das Vergnügen, einer Personenschützerin die Schamesröte ins Gesicht zu treiben. Die Lieutenantin von der Gendarmerie begleitete Präsidentin Séchard bei einem turbulent verlaufenden Termin in der Provinz – aber hat sie als Präsidentin je Termine in der Provinz erlebt, die nicht turbulent verliefen? – in eine kleine Stadt in Zentralfrankreich, deren Unterpräfektur nach einem Protest der Gelbwesten abgebrannt war.

Es regnete, wie es allein in diesen von kalter Melancholie erfüllten Gegenden regnen kann, in denen die Häuser aus grauem Stein sind, die Dächer aus Kalkschiefer, und die Friseursalons Schilder haben, deren Typografie gegen Ende des Algerienkriegs futuristisch war. Eine dieser Gegenden, in

denen es lauter erloschene Vulkane gab und ein paar übriggebliebene alte Frauen, die genauso aussahen wie früher, mit Witwenbuckel und schwarzem Kopftuch. Man konnte meinen, sie wären schon immer neunzig gewesen und würden es für immer bleiben. Das ist rührend, dachte die Präsidentin verträumt, die seit ihrer Wahl zu Tagträumen neigte, was sie etwas beunruhigte, da diese sich wenig mit ihrem Amt vertragen.

Die kleine Stadt roch noch nach dem nicht vollständig gelöschten Brand. Die Präsidentin lauschte vor den heruntergebrannten Gebäuden den Erläuterungen des Unterpräfekten, ohne wirklich zuzuhören. Hinter der Sicherheitsabsperrung in fünfzig Metern Entfernung war ein cholerasches Gebrüll zu hören. Man rief *Schlampe*, man rief *Reichen-Nutze*, man rief *Hau ab, Alte*. In der Regel waren sie schon etwas höflicher, die Gelbwesten. Abends empörte man sich in den Fernsehstudios. Ausnahmsweise sekundierte man ihr. Nicht, weil man sie auf einmal ins Herz geschlossen hätte, sondern schlicht, weil die etablierten Journalisten und die Politiker jedweder Couleur die Gelbwesten noch mehr hassten.

Die Lieutenantin von der Gendarmerie, eine hochgewachsene, kräftige junge Frau in einem schwarzen Hosenanzug mit einem mädchenhaften Pferdeschwanz, die eine Aktentasche aus schussicherem Kevlar umklammert hielt, die jederzeit auseinandergefaltet werden konnte, um den Blondem Cougar zu schützen, presste die Kiefer aufeinander. Überrascht hörte Nathalie Séchard sie sagen:

»Bei einem Mann würden sie nie so reden, diese sexistischen Idioten!«

»Ach, und ›Blonder Cougar‹ finden Sie okay? Hat denn keine Frau in der GSPR dagegen protestiert? Immerhin gibt es unter den siebzig Personenschützern bei Ihnen zwanzig Frauen, oder nicht?«

»Madame la Présidente, ich ...«

Schon eine Woche später war sie nicht mehr der »Blonde Cougar«, sondern »Minerva«. Der Stabschef, der die GSPR befehligte, war ein Kenner der römischen Mythologie und

wollte diese Scharte wieder ausweiten. Minerva, die Göttin der Weisheit, so fiel man also von einem Extrem ins andere.

Nein, wirklich, die Präsidentin, die gerade spürt, wie ihr der Schweiß von der Stirn perlt, während sie zugleich leicht ihre Position verändert und ihre Hände auf die Brust ihres Mannes legt, der sie an den Hüften hält, hat die Zeiten, in denen die Insignien der Macht ihr einen Adrenalinkick verpassten, definitiv hinter sich, und sie ist sich nicht mal sicher, ob sie diesen Kick je empfunden hat.

Bei ihrer Eroberung des Élysée-Palasts war weniger Verlangen als vielmehr Glück im Spiel gewesen. Das Glück hat sie mittlerweile allerdings verlassen, und das ist noch untertrieben ausgedrückt.

In letzter Zeit denkt sie oft an die Reichen, auf die sie sich stützen wollte, und daran, was für eine negative Energie ihre Raffsucht bei ihnen freisetzt. Man warf ihr vor, den Reichen nach ihrer Wahl übertrieben stark entgegengekommen zu sein. Das ist ein wesentlicher Grund für ihre Unpopularität. Dabei hat sie gar nichts übrig für Reiche. Sie sind im Allgemeinen nicht besonders interessant und neigen politischen Amtsträgern gegenüber zur Arroganz, seit sie wissen, dass sie bei der Gestaltung der Zukunft der Welt sehr viel mehr zu sagen haben als eine Staatspräsidentin wie sie, die darüber hinaus nur »das kleinere Übel« war, das man in Kauf genommen hat, um Agnès Dorgelles zu verhindern, die Chefin des Patriotischen Blocks.

Mal ganz abgesehen davon, dass die Jungspunde unter den Reichen sich noch nicht einmal mehr die Mühe machen, durch Mäzenatentum oder Philanthropentum etwas Abbitte zu leisten. Sie sind erschreckend ungebildet und von einem geradezu frappierenden Mangel an Mitgefühl. Präsidentin Séchard hat das vor ihrer Wahl nicht sehen wollen, aber die überwiegende Mehrheit der Reichen sind Soziopathen oder perverse Narzissten. Es ist unglaublich schwer, ihnen bei großen Kultur- oder Bildungsprojekten ein wenig Geld aus dem Kreuz zu leiern, obwohl sie mit Steuer-

geschenken überhäuft werden. Man muss sie unentwegt hätscheln und tätscheln, bis sie endlich mal ein paar mage-re Millionen in die Restaurierung einer Zisterzienserabtei oder den Bau einer Schule für den zweiten Bildungsweg stecken – in einer Industrieregion, die keine Industrie mehr hat, dafür aber viele Bloc-Patriotique-Wähler.

Präsidentin Séchard sagt nie, dass sie sie verachtet, denn sie ist pragmatisch. Genau wie Minerva, die Beschützerin von Handwerk und Gewerbe. Die Medien sind den Reichen gegenüber von einer ausgesuchten Unterwürfigkeit. Sollte sie plötzlich die Seiten wechseln und die Reichen zur Kasse bitten, um die durch die Pandemie am Boden liegende Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen, würde man sie als Populistin bezeichnen. Ihr ist schon klar, dass reiche Leute vor allem in Zeiten wie diesen weniger nützlich sind als beispielsweise Intensivmediziner, doch wenn sie anfangen zu jammern, gibt sie klein bei.

Die Folge ist, dass Nathalie Séchard inzwischen ein von armen Menschen bevölkertes reiches Land regiert.

Ab und zu immerhin werden die Armen wütend auf die Reichen. Da sie den Reichen zu sehr dabei geholfen hat, noch reicher zu werden, entlud sich die Wut auch einmal während ihrer Amtszeit. Zwar redet man momentan fast ausschließlich über die Pandemie, aber sie ist sich sicher, dass das Thema Gelbwesten noch nicht erledigt ist. Für sie steht außer Frage, dass die Gelbwesten ihr die Amtszeit vermasselt haben, mehr noch als das Virus.

Dabei hat Präsidentin Séchard es eigentlich für eine gute Idee gehalten, den Reichen zu helfen. Sie hat darauf gesetzt, dass der Reiche, wenn ihm schon jeglicher Sinn für Menschlichkeit abgeht, zumindest über ein gewisses Maß an Rationalität verfügt. Sie hat auf seinen Bewahrungsinstinkt gesetzt: Irgendwann würde er so reich sein, dass er den angehäuften Reichtum würde sichern wollen, und so würde er ganz nebenbei dazu beitragen, das Ökosystem zu erhalten, das er zum Überleben braucht. Und die Armen würden auch ein wenig davon profitieren. Früher oder später würde etwas

von diesem Reichtum durch den Trickle-Down-Effekt bis zu ihnen herunterrieseln.

Aber noch nicht mal das tun sie. Sie benehmen sich wie das Virus. Indem sie den Wirt töten, den sie anstecken, werden sie nach und nach aussterben.

Und dann wird es für alle zu spät sein.

Präsidentin Séchard beugt sich über ihren Mann. Sie sucht im Dunkeln nach seinen Lippen. Sie findet sie, während sein Schwanz tiefer in sie eindringt.

Es ist wunderbar.

Das Gesicht der Gelbwesten-Aktivistin, der es im Februar 2019 bei einem anderen schwierigen Provinztermin in Lunéville gelang, sich für ein paar Sekunden an ihre Auto-scheibe zu pressen, führte ihr vor Augen, wie sie ihr Land in die Verzweiflung gestürzt hat mit dieser absurden Idee, auf die Vernunft der Reichen zu setzen. Dieses Bild brannte sich ihr ein: die von geplatzten Äderchen durchzogene Haut der Frau, ihre hervortretenden Augen in einem infolge des übermäßigen Konsums von hochverarbeiteten Lebensmitteln aufgedunsenen Gesicht, ihre furchtbare Verzweiflung, ihr verzerrter Mund, der deutlich das Wort »Schlampe« formte, was Präsidentin Séchard hinter ihren kugelsicheren Scheiben jedoch nicht hören konnte.

Sie hasste diese Frau, hätte zu gern gesehen, wie ein Hartgummigeschoss ihr die Hälfte ihres hässlichen Gesichts wegriß. Im nächsten Moment wollte sie am liebsten aussteigen und sie an sich drücken, ihr über die fettigen, dünnen Haare streichen und ihr sagen, es wird schon wieder, es tut mir so leid.

Saß damals nicht auch diese Lieutenantin auf dem Beifahrersitz und brachte sie davon ab? Oder war es Peyrade, der Erste Polizeihauptkommissar, den ihr dieser alte Fascho von Innenminister Beauséant empfohlen hatte? Sie weiß es nicht mehr genau. Das Bild der Gelbwesten-Aktivistin überlagerte den gesamten Rest des Tages in Lunéville.

»Es wäre gut, Peyrade in die GSPR aufzunehmen, Madame la Présidente ... Peyrade ist ein Guter. Ich kenne ihn persön-

lich, er ist bei der Antiterrorereinheit. Ich will ehrlich sein, Ihre Sicherheit ist nicht mehr gewährleistet. Man hasst Sie, Madame la Présidente. Das ist irrational, aber man hasst Sie. Die Gelbwesten, die Islamisten, die Prepper, die Ultralinken ...«

»Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, Monsieur le Ministre.«

*Damit wäre noch einer von deinen Leuten in meinem engeren Umfeld, dachte sie. Ich kenne dich, du gerissenes Arschloch.*

Die Gelbwesten-Frau wurde von einem der Spezialeinsatzkräfte in Zivil brutal zu Boden geschleudert. Aus Neugier bat die Präsidentin, über den Fortgang des Falls informiert zu werden. Héléne Bott, siebenunddreißig Jahre, Kassiererin in einem Leclerc-Supermarkt, auf Teilzeit gesetzt, drei Kinder, geschieden. Sie wurde sofort dem Haftrichter vorgeführt: drei Monate Gefängnis, davon zwei auf Bewährung, und sofortige Vollstreckung des Haftbefehls. Nathalie hätte vielleicht intervenieren können. Aber sie tat es nicht, war hin- und hergerissen zwischen Schuldgefühlen, Wut, Abscheu, Scham.

Die Präsidentin mag keine widerstreitenden Gefühle in der Politik, sie hat es gerne, wenn die Dinge unmissverständlich sind, präzise und zielgerichtet, wie der Schwanz ihres Mannes in ihr in genau diesem Moment.

Eines Abends, zu Beginn ihrer Präsidentschaft, als sie noch an ihre Angebotspolitik glaubte, legte sie diese im Esszimmer ihrer Dienstwohnung dem verträumten und sympathischen großen Weichling Guillaume Manerville, Staatsminister für soziale und solidarische Ökologie, dar, den sie zum Essen eingeladen hatte. Er wollte am nächsten Tag in einer Morgensendung auf Radio Monte Carlo seinen Rücktritt bekanntgeben. Noch nicht einmal wegen der Reform der Arbeitslosenversicherung und der Privatisierung der SNCF, oder jedenfalls nicht nur, sondern weil Henri Marsay, der Premierminister, gegen sein Gesetzesvorhaben interveniert hatte, Unternehmen zu besteuern, die keinerlei Anstrengungen gegen endokrine Disruptoren unternahmen. Dieser Manerville fühlte sich durch endokrine Disruptoren persönlich gedemütigt. In Bezug auf endokrine Disruptoren hatte er einen

kleinen Spleen. Womöglich war Clio, seine einzige Tochter, ja Opfer endokriner Disruptoren geworden.

Der untröstliche Witwer Manerville war allein gekommen.

Er ist ein Mann um die Fünfzig, fast zwei Meter groß, breit-schultrig, hat graue Augen, trägt ständig zerknitterte marineblaue Tweedanzüge, Club-Krawatten und eine Frisur à la Boris Johnson. All das gibt ihm das Aussehen eines leicht zerstreuten und sanftmütigen Oxford-Professors, der an der kritischen Ausgabe eines in Vergessenheit geratenen Sokrates-Vorläufers arbeitet.

Während dieses Essens behielt er die ganze Zeit seine Schmollmiene bei. Den Haut-Brion ließ er sich dennoch bereitwillig nachschenken. Er blickte oft zu dem in leuchtenden Farben gehaltenen Gemälde von Joan Mitchell hinüber, welches Präsidentin Séchard sich beim Mobilier National ausgeliehen hatte.

»Sie werden nicht zurücktreten, Guillaume, Sie sind mein linkes Standbein.«

Das sagte sie mit einem mehrdeutigen Unterton. Es war weder eine Frage noch ein Befehl. Das war eine ihrer Spezialitäten. Damit verunsicherte sie ihren Gesprächspartner. Der wusste nicht, ob sie ihm einen Auftrag erteilte, ihn um Hilfe anflehte oder um Rat bat. Das Bild mit dem Bein hatte etwas leicht Anzügliches, das hätte ihn ebenfalls irritieren können. Aber Manerville ist nicht anzüglich, und eben darum schätzt Nathalie Séchard ihren Manerville.

»Madame la Présidente, Sie benutzen mich als Feigenblatt, das ist inakzeptabel.«

»Aber Guillaume, wie können Sie das sagen, Sie sind doch Staatsminister, die Nummer zwei hinter Marsay.«

»Das ist nur ein Titel, Madame la Présidente, ein Zugeständnis an die Grünen und an Ihre linke Wählerschaft, die gerade wie Schnee in der Sonne dahinschmilzt. Sie brauchen unbedingt Verbündete von dieser Seite, aber die bekommen Sie niemals, wenn Sie zulassen, dass Marsay mich lächerlich macht.«

Nathalie Séchard zögerte. Sein Ton gefiel ihr nicht. Dann sollte er doch seinen Rücktritt bekanntgeben. Nein, lieber nicht, sie hatte niemanden, der ihn ersetzen konnte. Die Präsidentenpartei, die Neue Gesellschaft, war im Grunde eine leere Hülle, trotz ihrer erdrückenden Mehrheit in der Nationalversammlung. Sie verfügte nur über wenige erfahrene Politiker, hatte viele Hinterbänkler der alten Linken in ihren Reihen, einige Zentrumsvertreter und ein paar lasche Konservative, ja, sogar ein paar beinharte Konservative: Beauséant und seine Getreuen. Sie dachte kurz darüber nach, Guillaume Manerville durch eine Persönlichkeit aus der Zivilgesellschaft zu ersetzen, aber die tendierten dazu, sich durch den Parteiapparat auskontern zu lassen. Marsay und sie wären permanent mit reframing beschäftigt, um die Anzahl der zur Unzeit geäußerten Statements zu begrenzen.

»Ich brauche Sie, Guillaume, damit wir unser großes Reformprojekt, das uns im Mai zum Wahlsieg verholfen hat, umsetzen können.«

Als sie dann ihr Süppchen vom weißen Pfirsich mit Minze löffelten, versprach sie ihm, das Gesetz zu den endokrinen Disruptoren bei der nächsten monatlichen Sitzung des Parlaments einzubringen. Zeit gewinnen, das ist das Geheimnis. Das war eine gute Entscheidung. Denn dann kamen der Skandal um Marsay, den sie durch Vandenesse ersetzen musste, die Streiks bei der SNCF, die Demonstrationen gegen die Privatisierung der Sozialfürsorge, die Gelbwesten, und schließlich die Pandemie. 120.000 Tote. Also ist Manerville immer noch da, während seine endokrinen Disruptoren – gar nicht zu reden von seinen Vorhaben, Gras zu legalisieren und Milliarden von Subventionen in die energetische Sanierung von privaten Immobilien zu stecken – dem Vergessen anheimgefallen sind.

Aber kommen wir zurück zu den menschlicheren Dingen: Zum Pavillon de la Lanterne, zu Haydns Sonate 41, zum magischen Anschlag von Misora Ozaki, zum nahenden Orgasmus von Präsidentin Séchard, den sie bereits ganz gewaltig kommen spürt.

Mit ozeanischer Gewissheit. Vor ihrem inneren Auge blitzen smaragdfarben und schäumend Bilder von einer Springflut auf, die sie in ihrer Kindheit erlebt hat, Ende der 60er Jahre, in Pléneuf-Val-André, als sie mit ihren Eltern und ihren beiden Brüdern Muscheln, Krabben, Samtkrabben und manchmal sogar Jakobsmuscheln bei der kleinen Gezeiteninsel Îlot du Verdelet in der Bretagne sammelte.

Schon damals fand sie diesen Geruch nach Algen und Salz aufregend, und sie ahnte nicht, dass sie ihn mit einem regelrecht Proustschen Glück Jahre später wiederfinden wird, beim Sex. Ihre erste Erfahrung in diesem Bereich macht sie mit siebzehn, als sie im ersten Semester an der Universität von Rennes Jura studiert. Dann wechselt sie zu Politikwissenschaft und anschließend geht sie auf die Elite-Verwaltungshochschule ENA. In dieser Zeit wird sie Mitglied der Sozialistischen Partei. Sie schneidet als eine der Jahrgangsbesten ab, entscheidet sich, ans oberste Verwaltungsgericht zu gehen, und wird kurz darauf mit komfortablem Vorsprung zur Abgeordneten des zweiten Wahlkreises der Côtes d'Armor gewählt.

Wir schreiben das Jahr 1988. Direkt darauf gewinnt sie 1989 die Kommunalwahlen, erobert das Rathaus von Ploubanec, einem Sechstausend-Einwohner-Ort mit einem Wegkreuz von 1553, einem Feenbrunnen, einem Scharfrichterhaus mit kunstvoll gearbeitetem Fachwerk und einer Sardinenkonservenfabrik, die Nathalie Séchard bis heute wie durch ein Wunder am Leben erhalten kann, wodurch zweihundertfünfzig Arbeitsplätze gesichert sind.

Mit sechsundzwanzig tritt sie eine Stelle im Ministerium für Nationale Bildung an. Da hat sie ein paar Liebhaber, nichts von Dauer, ein paar höhere Beamte wie sie, junge, ehrgeizige, intelligente Männer mit erschlaffter Muskulatur. Sie glauben an die Marktwirtschaft, gehen im Sommer mit den unverzichtbaren marineblauen Bootsschuhen im Golf von Morbihan segeln und reden von der notwendigen Modernisierung des Staates, damit dieser mit der Globalisierung Schritt halten könne, bevor sie einen gut dotierten Posten in der Privatwirtschaft annehmen.

Fünf Jahre später, 1993, als die Linke ihr Debakel erlebt, ist sie eine der wenigen Parlamentarierinnen der ehemaligen Regierungspartei, die ihren Sitz mit zweihundert Stimmen Vorsprung verteidigen kann. Sie wird Beraterin eines großen Unternehmens für berufliche Weiterbildung und setzt sich in den Medien zugleich als liebenswertes Gesicht der jungen Parteilinke durch. Als sie mit noch komfortablerem Vorsprung 1997 wiedergewählt wird, tritt sie ins Kabinett der Regierung Jospin ein. Sie wird Staatssekretärin für das Nationale Kulturerbe, dann beigeordnete Ministerin für das Berufsschulwesen im Ministerium für Nationale Bildung. Sie kann eine Ausbildungsreform für sich verbuchen, die ihren Namen trägt, die von den Bildungsgewerkschaften und Arbeitgebern relativ wohlwollend aufgenommen wird und bei der ersten Lesung in der Nationalversammlung und im Senat auf fast einhellige Zustimmung stößt.

Sie sammelt immer mehr Kontakte, betreibt Networking bei Abgeordneten unterschiedlicher Lager, bei Intellektuellen, beim Unternehmerverband. Man prophezeit ihr eine glänzende Zukunft. Sie bringt es auf zwei oder drei Aufmacher in den Wochenzeitungen, auf Interviews mit *Le Monde*, *Les Échos*, auf ein Porträt auf der letzten Seite von *Libération*: *Nathalie Séchard, die Linke, die es allen recht(s) macht*.

In dieser Zeit lebt sie zwei Jahre mit einem politisch engagierten Schauspieler zusammen. Er trägt zwischen zwei Filmen à la Ken Loach bei Staatsakten mit großer Emphase Texte von Victor Hugo vor. Mal werden die Gebeine bedeutender Persönlichkeiten, die sich für die Menschenrechte oder die Résistance eingesetzt haben, in den Pantheon überführt, mal Stelen oder Gedenkstätten eingeweiht, mit denen Frankreich sich zu seiner historischen Schuld bekennt. Dabei legt man Kränze nieder, salutiert der Flagge, und das Orchester der Republikanischen Garde spielt Hymnen.

Sie kann sich vorstellen, ein Kind mit ihm zu haben. Wenn der Schauspieler sich selbst gerade mal nicht so wichtig nimmt, ist er ein aufmerksamer Lebensgefährte und ein guter Liebhaber. Sie ist zwar nicht wirklich verliebt, aber da

sie die falschen Bücher gelesen hat, Balzac und Chardonne, glaubt sie, dass eine Paarbeziehung nur funktionieren kann, wenn keine Liebe im Spiel ist.

Doch es gibt kein Kind und es wird keins geben. Die Ärzte schließen das kategorisch aus. Eine nie diagnostizierte Endometriose. Unfruchtbarkeit. Der Schauspieler möchte eins adoptieren, sie nicht. Der Schauspieler verlässt sie, teilt es ihr am 21. April 2002 per SMS mit, als sie gerade im sogenannten Atelier ist, der Wahlkampfzentrale, und man jeden Moment Jospin erwartet. Jospin wollte nicht, dass man ihm die Wahlergebnisse vorab mitteilt, insofern trifft ihn die Klatsche jetzt mit voller Wucht.

An diesem Abend, als der Patriotische Block vom alten Dorgelles auf allen Bildschirmen triumphiert und die Gesichter um sie herum versteinern, weint sie, wie andere auch, nur mit dem Unterschied, dass sie nicht weiß, ob die Tränen auf das Ende ihrer Liebesbeziehung mit dem engagierten Schmierenkomödianten zurückzuführen sind oder darauf, dass sie nun nicht Ministerin für Soziales wird, oder dass sie keine Kinder haben wird, oder dass die Linke sich von diesem Schlag nicht erholen wird.

Inzwischen, zwanzig Jahre später, weiß Nathalie Séchard, dass sie damals vor allem aus Selbstmitleid geweint hat, weil sie auf die Vierzig zugeht und weil der Hugo-Verehrer ihr eine narzisstische Kränkung zugefügt hat. Er hätte den Moment wirklich nicht besser wählen können, dieses Arschloch.

An diesem 21. April 2002 ist ihr erster Impuls, ihren Vater anzurufen, während um sie herum die Spindoktoren den anwesenden Ministern und Schwergewichten der Partei das Wording für die Fernsehstudios geben. »Nathalie, in zehn Minuten hast du eine Live-Schalte mit France 3 in Rennes, in deinem Wahlkreis hat Lionel mit am besten abgeschnitten ...«

Ihr Vater ist sofort dran. Sie kann sich also ganz ungeniert bei Studienrat David Séchard ausheulen, der genauso am Boden zerstört ist wie sie. Sie wäre jetzt so gerne bei ihm, in

Erquy, im elterlichen Wohnzimmer. Sie sieht ihn direkt vor sich, wie er im Erker mit den großen Fenstern in seinem Clubsessel sitzt, liest, und ab und an die schönen grauen Augen hebt, die sie von ihm geerbt hat, um aufs Meer zu blicken.

Es gelingt ihm sogar, sie zwischen den Tränen zum Lachen zu bringen, als er sagt: »Ich habe mit deiner Mutter geschimpft. Sie hat mir gerade gestanden, dass sie Christiane Taubira gewählt hat. Soll ich sie dir mal geben?« Sie verneint, weil ihre Pressereferentin ihr, indem sie auf ihre Uhr tippt, signalisiert, dass es an der Zeit ist.

In der Toilette assistiert diese Pressereferentin ihr dann, als sie sich das Gesicht mit kaltem Wasser benetzt und ihr Make-up erneuert, bevor sie das Studio im Wahlkampfhauptquartier betritt, um mit den Abgeordneten aus der Bretagne zu sprechen.

In den folgenden Jahren, in der Amtszeit von Chirac, leckt sie sich ihre Wunden in Ploubanec, in dem viel zu großen Haus, das sie sich in der Altstadt unweit des Scharfrichterhauses gekauft hat, nur wenige Schritte vom Feenbrunnen entfernt. Wenn Sie Ploubanec kennen, wissen Sie, wo das ist.

Sie geht viel schwimmen, krault bis zur Erschöpfung. Sie hat das Gefühl, keine Libido mehr zu haben, noch nicht mal für die Politik. Sie denkt darüber nach, das Angebot einer amerikanischen Universität anzunehmen, als Gastdozentin ein Seminar über die europäischen Institutionen zu halten. Aber Iowa reizt sie dann doch nicht. Sie zieht die Côtes-d'Armor vor. In Iowa gibt es kein Meer.

Abends betrachtet sie sich nackt im Badezimmerspiegel, dabei fallen ihr bescheuerte Gedichtzeilen ein, »die kalte Majestät der unfruchtbaren Frauen«, sie befriedigt sich vor ihrem Spiegelbild, weint, leert eine Flasche Grolleau gris, isst dazu direkt aus der Dose Sauerkraut mit Pökelfleisch und Würsten und schläft schnarchend am Küchentisch ein. Um 6 Uhr morgens schreckt sie hoch und beseitigt die Unordnung, bevor die Putzfrau kommt.

Sie fährt drei Tage die Woche nach Paris, um sich bei den

Fragestunden des Parlaments zu zeigen, hält ihre Netzwerke mit den Unternehmern aufrecht, den Journalisten und den gemäßigten Gewerkschaften, und nimmt an der Vorstandssitzung des Instituts Pierre Mendès France teil, einem sozial-liberalen Thinktank. Das Institut PMF erstellt vor allem Gutachten, die an Entscheider aller Art adressiert sind. Es geht darum, dass die Linke sich »neu erfinden« soll, wie man damals zu sagen beginnt.

Manchmal schreibt Nathalie Séchard einen Gastbeitrag für eine Zeitung. Das Nein beim Referendum zur Europäischen Verfassung im Jahr 2005 empfindet sie als persönliche Kränkung. Daran merkt sie, dass sie wieder Lust auf Politik hat. Sie hat erneut ein paar Affären, darunter eine, die direkt aus einem Chabrol-Film stammen könnte, mit dem Apotheker von Ploubanec, obwohl der sie nie gewählt hat.

Der Erzähler könnte sich jetzt in dieser Geschichte ergehen, die den altmodischen Charme eines Ehebruchs in der Provinz hat. Er würde von heimlichen Rendezvous berichten, von plötzlichen Lachanfällen, von der depressiven Frau des Apothekers, vom großen Glück, bei einem diskreten Wochenende zu zweit in einem Haus oberhalb von Concarneau morgens gemeinsam aufzuwachen und zu sehen, wie das blaue Meer von der großen Glasfront perfekt eingerahmt wird. Der Erzähler würde sich eine Katastrophe ausdenken, möglicherweise sogar ein Verbrechen. Die depressive Frau könnte zum Beispiel ihren Mann töten, oder ihren Mann und Nathalie, oder nur Nathalie. Der Apotheker könnte seine Frau töten, ohne dass Nathalie das mitbekäme. Es würde einen Riesenskandal geben und das Ende der politischen Karriere der Abgeordneten Nathalie Séchard bedeuten.

Aber das muss bei anderer Gelegenheit nachgeholt werden, denn die Narration von Alternativweltgeschichten ist eine Kunst für sich. Der Erzähler fühlt sich nicht in der Lage, sich einen ganz anderen Verlauf der politischen Ereignisse vorzustellen als den, der allgemein bekannt ist, nämlich dass Nathalie Séchard am 6. Mai 2017 zur Staatspräsidentin gewählt wird.

In der Realität ist es so, dass Nathalie Séchard und der Apotheker von Ploubanec sich einvernehmlich trennen, ohne dass ihre Beziehung aufgefliegen ist. Im Jahr 2006 hat Nathalie keine Zeit mehr für so einen sonntäglichen Zeitvertreib wie eine Liebeleie in der Provinz. Denn sie gehört dem Wahlkampfteam der Präsidentschaftskandidatin Royal an. Aus dieser Kampagne zieht Nathalie die Erkenntnis, dass es in naher Zukunft keine Staatspräsidentin geben wird. Vielleicht in ferner Zukunft.

Ségolène Royal muss nicht nur gegen die konservative Rechte kämpfen und gegen die extreme Rechte, sondern darüber hinaus gegen die Hierarchien in ihrer eigenen Partei, die sie als inkompetente Usurpatorin empfinden und chauvinistische Bemerkungen an die Presse durchstecken, die aus einer anderen Zeit zu stammen scheinen, es sei denn, Chauvinismus ist zeitlos.

Nathalie erinnert sich noch an ein Abendessen mit der Kandidatin, im kleinen Kreis, im oberen Stockwerk einer Brasserie in Saint-Germain, die bekannt ist für ihre Alkoholiker-Schriftsteller und ihre Heringe mit Kartoffelsalat. Als Ségolène Royal dort im *Canard Enchaîné* auf einen Beitrag stößt, presst sie die Lippen zusammen. Ein ehemaliger Minister aus ihrem Lager erklärt darin, er wäre nicht sicher, ob eine Präsidentin den Mut hätte, den Knopf für einen Atomschlag zu drücken. »Und das mir, als Tochter eines Offiziers ...«

Während dieser Kampagne begegnet Nathalie Séchard bei einem Meeting zwischen den beiden Wahlgängen in Lille erneut dem Schauspieler. Er sitzt in der ersten Reihe. Sie findet, er hat zugelegt, sein Haar ist schütter, er ist gealtert. Und vor allem trägt er unglaublich dick auf, als er als Verkörperung des progressiven Gewissens auf die Bühne steigt, um *Melancholia* von Victor Hugo zu rezitieren: »Wohin gehen diese Kinder, von denen keines lacht?«

Nach dem Meeting gibt es in den Räumlichkeiten des Zénith ein Buffet, bei dem die Kandidatin Glückwünsche entgegennimmt. Der Schauspieler kommt mit einem

Champagnerkelch in der Hand auf Nathalie zu, als wäre nichts gewesen, und begrüßt sie mit Küsschen. Nathalie spürt rein gar nichts mehr, keinerlei Aufruhr in ihrem Bauch oder ihrer Seele, keine Beschleunigung ihres Pulses. Da sie seit 2002 über mehr Zeit verfügt, hat sie in der alten, dreibändigen Pléiade-Ausgabe von Proust gelesen, die ihrem Vater gehört. Nathalie empfindet genau das Gleiche wie Swann, als er endlich aufhört, Odettes wegen zu leiden. Der Schauspieler ist ihre Odette. Sie hat Jahre ihres Lebens für einen Mann verschwendet, der noch nicht mal ihr Typ ist.

Nach Royals Niederlage wird Nathalie, genau wie andere Persönlichkeiten der Linken, von der Regierung Sarkozy gefragt, ob sie im Namen einer parteiübergreifenden Politik der Öffnung in die Regierung eintreten möchte. Man bietet ihr den Posten einer Staatssekretärin für Familie an. Nimmt sie das Angebot an, verzichtet die Rechte darauf, sowohl bei den anstehenden Parlamentswahlen als auch bei den Kommunalwahlen im nächsten Jahr einen Gegenkandidaten aufzustellen.

Sie zögert.

Sie macht einen langen Spaziergang mit ihrem Vater am Strand von Vallées, im Val-André: »Nathalie, mein Schatz, ich finde, dass bereits deine Linke leider dazu neigt, das Volk zu vergessen, aber kannst du dir ernsthaft vorstellen, obendrein gemeinsam mit den Rechten zu regieren, zusammen mit diesem Hitzkopf, der die Jugend als Abschaum bezeichnet?«

Studienrat Séchard bleibt stehen und zieht sich die Kapuze seines Dufflecoats wieder über den Kopf, da es zu nieseln beginnt. Eine Welle verebbt vor ihren Füßen.

»Und dann auch noch als Staatssekretärin für Familie ...«

Das sagt Studienrat Séchard leise, er will Nathalie nicht verletzen. Er denkt daran, wie es ist, wenn zum Weihnachtessen in Erquy oder zu den Gemeinderatswahlen in Ploubanec die Familien zusammenkommen. Nathalies ältere Brüder, ein Tierarzt und ein Psychiater, mit ihren Frauen und Kindern, und sie ist nur die nette Tante, die in der

Politik ist. Ihr Vater ist besorgt um sie. Seine Tochter weiß, wie boshaft Politiker und Journalisten sein können. Eine Frau ohne Mann, ohne Kind, als Staatssekretärin für Familie, der darüber hinaus der Ruch der Verräterin anhaftet, die die Seiten wechselt für einen Ministerposten, sie kann sich denken, dass ...

Sie setzen das Gespräch schließlich in Saint-Cast-le-Guildo bei Austern und Taschenkrebsen in einem Lokal am Hafen fort.

»Du hast sicher Recht, Papa.«

Es gelingt ihr, erneut ihren Wahlkreis und ihr Bürgermeisteramt zu verteidigen. Bei der Selbstzerfleischung der Sozialistischen Partei nimmt sie eine abwartende, neutrale Position ein. Sie engagiert sich weiterhin beim Thinktank Mendès France, gründet eine informelle Vereinigung von Parlamentariern, die auf einer sozialliberalen Linie sind, verzichtet aber darauf, beim Parteitag einen eigenen Antrag einzubringen, um sich keiner Kritik stellen zu müssen.

Und dann, 2009, verliebt sie sich.

Mit siebenundvierzig Jahren wird sie wieder zum Teenager.

Der junge Mann sitzt in der ersten Reihe, als sie an der Hochschule Sciences Po Lille zur Abwechslung mal wieder einen Vortrag zum Thema Europa hält. Wie jeder, der regelmäßig vor Publikum spricht, sucht sie nach ein paar Minuten Blickkontakt zu zwei, drei Zuhörern im Saal, um zu prüfen, wie das Publikum insgesamt reagiert. Dieser Blickkontakt gibt ihr eine gewisse Sicherheit, ermöglicht ihr, ihre Rede auf das Publikum abzustimmen, festzustellen, ob auch Botschaften zwischen den Zeilen ankommen, was bereits zu dieser Zeit nicht mehr selbstverständlich ist.

Doch dieses Mal ist es nur ein einziger Blickkontakt. Der junge Mann in der ersten Reihe hat einen schwarzen Bürstenschnitt, schwarze Augen, hervorstehende Wangenknochen. Dadurch sieht er ein bisschen wie ein Kalmücke aus guter Familie aus, mit seinem Kaschmirpullover mit Rundhalsausschnitt über dem roten Vichykarohemd, der Chino

und den blank polierten Schuhen. Nathalie Séchard erkennt, dass es sich dabei um Church's Richelieu handelt, die gleichen, die ihr Vater trägt. Sie weigert sich, darin ein Zeichen zu sehen.

Der junge Mann schaut sie ebenfalls unverwandt an. Sie ist froh, dass sie die Gewohnheit beibehalten hat, zu jeder Jahreszeit im Meer bei Val-André zu baden, das ist noch immer die beste Thalassotherapie, und dass sie aufgehört hat, an Abenden, an denen sie deprimiert ist, Sauerkraut mit Pökelfleisch und Würsten aus der Dose zu essen, und dass sie an diesem Abend ihre Louboutin-Pumps trägt, die ihrer Figur besonders schmeicheln. Sie ist blond, hochgewachsen und ihr Po noch immer rund und fest.

Da ihr TGV zurück nach Paris bereits am Nachmittag fährt, isst man mal wieder schlecht in einer Brasserie in Bahnhofsnähe. Zu der Runde gehören der Prof, der sie zu dem Vortrag eingeladen hat, ein Journalist von der *Voix du Nord* und ein paar Studierende beiderlei Geschlechts, darunter der junge charmante Kalmücke, der die Zähne nicht auseinanderbekommt und nicht aufhört, sie mit einer Mischung aus unverhohlener Begierde und einem Staunen angesichts dieser Begierde anzustarren. Nathalie spürt, wie ihre Lider sich in einer lasziven Trägheit, die entfernt an Müdigkeit erinnert, langsam senken.

So ein Quatsch.

Sie schwärmt ja wohl nicht ernsthaft für ein halbes Kind.

Aber in den Tagen darauf verfolgt diese Wunschvorstellung sie beharrlich. Sie sieht den jungen Mann vor sich, wie er sie morgens im Bett überrascht, sieht körperliche Details, die sie gar nicht bewusst zur Kenntnis genommen hat, mit geradezu fotografischer Präzision vor sich: ein Leberfleck im Augenwinkel, ein abgekauter Daumennagel, Spuren eines früheren Aknepickels im Kieferbereich, nahe am Ohr.

Zwei Wochen später erhält sie in der Nationalversammlung einen Brief von ihm. Er heißt Jason Perros und kommt direkt zur Sache, will sie wiedersehen, wenn sie das auch will. Im Anschluss bittet er um ein paar Ratschläge von ihr, weil

er vorhabe, in die Politik zu gehen. Der erste Teil seines Briefes wirkt sehr viel überzeugender als der zweite.

Sie spürt, wie sie errötet, in ihrem kleinen Büro in der Nationalversammlung, und als sie am selben Nachmittag eine Anfrage zur Senkung der Mehrwertsteuer in der Gastronomie stellen soll, ist sie nicht besonders brillant. Das Thema ist eher trocken, eben darum hat die Fraktion es ihr anvertraut. Sie ist eine gute Rednerin, verfügt über eine Schlagfertigkeit, die nie ihre Wirkung verfehlt. Auf der Regierungsbank ist sie dafür gefürchtet.

Doch dieses Mal wirft sie Zahlen durcheinander, ihr Mund ist trocken, sie verspricht sich zweimal, ihre Stimme überschlägt sich mehrmals, und der angesprochene Minister nimmt sie unter dem Gelächter der Regierungsmitglieder genüsslich auseinander. Sie setzt sich wieder auf ihren Platz und stellt überrascht fest, dass sie sich nichts daraus macht, weil sie so damit beschäftigt ist, sich nur wenige Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt die fast zu vollen Lippen des Kalmücken Perros vorzustellen.

Ein Amtsdieners lässt Nathalie einen kleinen Zettel zukommen. Er trägt die Unterschrift der stellvertretenden Vorsitzenden ihrer Fraktion, einer arroganten Mittdreißigerin vom linken Flügel, die Nathalie nicht ausstehen kann, weil sie sie zu gemäßigt findet: »Was ist los, Nathalie? Du warst schon mal brillanter. Bist du verliebt, oder was?«

Nathalie hebt den Kopf und begegnet dem amüsiertmaliziösen Blick der stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden, die zwei Reihen unter ihr sitzt. Sie vertritt den Wahlkreis Seine-Saint-Denis und ist unwidersprochen äußerst attraktiv. In dem Moment empfindet Nathalie eine absurde Eifersucht bei der Vorstellung, nicht sie, sondern die andere hätte den Vortrag in Lille gehalten, und der junge Kalmücke wäre, so wie bei ihr, ihrem Charme erlegen, ja, möglicherweise noch mehr als bei ihr selbst. Sie ist schließlich schon Ende vierzig und damit langsam, aber sicher aus dem Alter raus, in dem man seine Verführungskünste spielen lassen kann.

Hier bietet sich eine interessante Hypothese an: Angenommen, die kleine Hexe hätte Nathalie keine Botschaft zukommen lassen – wofür sich diese im Übrigen später rächen wird, indem sie dafür sorgt, dass ihre Konkurrentin bei den Parlamentswahlen 2017 ihren Wahlkreis an eine Kandidatin der Nouvelle Société verliert ... und, als wäre das nicht genug, dafür eine abtrünnige Kandidatin der Sozialisten einspannt –, vielleicht hätte Nathalie dann die eigentlich völlig abwegige Sache mit dem jungen Kalmücken auf sich beruhen lassen, und, noch etwas weitergedacht, vielleicht hätte sie ohne den jungen Kalmücken an ihrer Seite gar nicht die Energie gehabt, den Blitzkrieg um die Präsidentschaft 2017 zu führen. Das Briefchen der stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden, in dem sich ideologische Rivalität und mehr oder minder bewusstes Wetteifern um sexuelle Attraktivität mischen, wird Frankreichs politische Landschaft verändern und uns dorthin bringen, wo wir heute sind.

Nathalie Séchard, angestachelt von der spitzen Bemerkung der hübschen Marxistin alter Schule, geht direkt nach Ende des Schlagabtauschs mit der Regierung wieder hoch in ihr Büro. Dabei macht sie einen Bogen um den Wandelgang, die Salle des Quatre Colonnes, da sie überhaupt keine Lust hat, dort für einen Fünf-Sekunden-Auftritt in den Abendnachrichten Journalisten abzufangen. Sie schaut sich die Telefonnummer an, die auf dem Brief von Jason Perros steht, eine Mobilnummer, und ruft ihn an. Die Mailbox springt an. Da fällt ihr auf, dass sie zum ersten Mal die Stimme des jungen Mannes hört. Sie hinterlässt keine Nachricht. Sie ist frustriert.

Ihre Devise war, jetzt oder nie.

Dann eben nie.

Auf eine plötzliche Eingebung hin ruft sie einen ehemaligen Kommilitonen von der ENA an, der im Innenministerium arbeitet. Sie bittet ihn, Erkundigungen über einen gewissen Jason Perros einzuziehen, der an der Sciences Po Lille studiert.

»Was willst du genau wissen?«

»Alles, was du über ihn in Erfahrung bringen kannst.«

Der ehemalige Kommilitone fragt nicht, warum. Das ist ein ungeschriebenes Gesetz zwischen den Funktionären beider Lager. Es kann sich auszahlen, wenn man jemandem eine Auskunft gibt, ohne weitere Fragen zu stellen. Eine Hand wäscht die andere.

Sollte der Leser sich noch irgendwelche Illusionen bezüglich des Schutzes der Privatsphäre in Demokratien machen, in denen die Marktwirtschaft regiert, so sollte er sich von diesen schnell verabschieden.

Keine achtundvierzig Stunden später erhält Nathalie Séchard, zu diesem Zeitpunkt noch einfache Abgeordnete, in ihrer cosy Pariser Zweitwohnung in der Rue Galande, die mit ihrem mittelalterlichen Charme ein wenig an die Altstadt von Ploubanec erinnert, einen braunen Pappumschlag ohne Absender. Das ist die Akte Jason Perros, daran ist mit einer Büroklammer eine Visitenkarte befestigt, auf der eine Nachricht steht, ohne Unterschrift: »Sei so nett und vernichte all das bitte, nachdem du es gelesen hast, N., auch wenn es nichts Alarmierendes enthält. Liebe Grüße.«

Nathalie zögert. Wenn sie jetzt in diese Akte schaut, belastet sie damit nicht eine spätere, mögliche Beziehung zwischen ihnen? Sie öffnet ein Fenster. Es ist ein warmer Frühlingstag. Sie setzt sich aufs Fensterbrett, der Lärm der Stadt dringt bis zu ihr herauf.

Sie kann nicht lange widerstehen.

Sie liest.

Jason Perros wird am 3. Februar 1988 in Lille geboren – mein Gott, fast auf den Tag genau sechsundzwanzig Jahre Altersunterschied –, die Eltern sind Lehrer, genau wie ihre. Mutter in der Kommunistischen Partei. Besucht das Lycée Faidherbe, alles in allem ein guter Schüler, legt 2005 ein Einser-Abitur ab. Nimmt sein Studium an der Sciences Po Lille auf. Engagiert sich in der Schüler- und der Studierendenvertretung. Nimmt an politischen Initiativen, die sich gegen den Neoliberalismus wenden, und an Demos gegen die Gesetze zur Aufweichung des Kündigungsschutzes teil, von denen eine im März 2006 eskaliert. Stellt sein politisches

Engagement danach scheinbar völlig ein. Veröffentlicht ein paar Gedichte in renommierten Zeitschriften. Reist nach Kuba. Spricht fließend Englisch und Spanisch. Nur wenig in den Sozialen Netzwerken aktiv. Keine Vorstrafen.

Nathalie würde diese Gedichte gerne lesen. Sie ist sich sicher, dass sie ihr so manches über den jungen Kalmücken verraten würden, mehr als diese dünnen Fakten, auch, warum er sich nicht mehr politisch engagiert.

Außerdem steht da nichts über sein Liebesleben. Sie wüsste gern, ob er verliebt war oder ist, ob er mit Männern oder Frauen schläft oder mit beiden. Sollte er mit Männern schlafen, so stände das in seiner Akte, auch wenn er nymphomaniisch veranlagt wäre oder eine heimliche Liebesaffäre hätte, zum Beispiel mit einer Freundin seiner Mutter. Denn, so stellt Nathalie Séchard fest, und das gibt ihr einen kleinen Stich ins Herz, während die Sonne nach und nach die Rue Galande durchflutet und ihr Gesicht wärmt, Jason Perros' Mutter ist in ihrem Alter.

Sie traut sich weiterhin nicht, den jungen Kalmücken mit dem Schmollmund erneut anzurufen. Sie stellt fest, dass sie seine Handynummer bereits auswendig kennt. Sie sagt ein Essen mit dem Leiter eines Meinungsforschungsinstituts ab und macht sich auf den Weg in die Bretagne.

In der Bretagne lässt es sich besser nachdenken.

Der TGV nach Rennes hat wegen einer gerissenen Oberleitung kurz hinter Le Mans drei Stunden Verspätung. Da sie niemandem Bescheid sagen wollte, dass sie kommt, erwartet sie am Bahnhof von Rennes auch niemand, und da sich an diesem Tag scheinbar alles gegen sie verschworen hat, muss sie zwei Stunden auf den Regionalexpress nach Ploubanec warten, da kein Leihwagen verfügbar ist. Sie sieht darin die Bestrafung Gottes für ihr Herumschnüffeln im Leben des jungen Mannes.

Als sie ankommt, ist es dunkel und es regnet. Die Straßen sind menschenleer. Sie läuft am Feenbrunnen und am Scharfrichterhaus mit seinem oxsenblutroten Fachwerk vorbei, das durch den Regen fast schwarz wirkt.

Vor ihrem Haus steht jemand.

Es ist Jason Perros.

Im ersten Moment möchte sie lachen, dann bekommt sie es mit der Angst zu tun, und dann spürt sie, wie eine Woge des Begehrens sie durchläuft. Kurzum, sie macht dieses Gefühlschaos durch, das typisch dafür ist, wenn Romantik ins Spiel kommt und das Leben aus der Balance bringt, so sehr aus der Balance, dass es irgendwann ins Rutschen gerät. Genau wie Nathalie jetzt auf dem feuchten Kopfsteinpflaster von Ploubanec ins Rutschen gerät. Immerhin landet sie nicht auf dem Po, was der Romantik etwas abträglich wäre, doch beim Versuch sich abzufangen verdreht sie sich den Knöchel und spürt einen stechenden Schmerz bis in den Oberschenkel hinein.

»Was tun Sie hier, Monsieur Perros?«

»Ich wollte Sie sehen, da Sie nicht auf meinen Brief reagiert haben.«

»Und wie haben Sie mich gefunden?«

»Müssen wir das im Regen besprechen?«

Sie wirken tatsächlich beide etwas mitgenommen. Sie hat keinen Schirm dabei, ihr dünner Regenmantel hält nicht viel ab, ihr Knöchel schmerzt, die verhedderten Träger ihrer Reisetasche und ihrer Laptoptasche schneiden ihr in die Schulter. Darüber hinaus sieht sie vermutlich furchtbar aus mit den nassen Haaren, die ihr am Kopf kleben. Und er mit seiner leichten Jacke und scheinbar ohne jedes Gepäck zittert bereits am ganzen Körper. Er wartet offenbar schon eine ganze Weile auf sie.

Sie schließt die Tür auf.

»Ploubanec ist echt hübsch«, sagt er, um das Schweigen zu brechen.

Sie gehen in die Küche, wo in der Zeit, als es Nathalie schlecht ging, Grolleau-Flaschen und leere Büchsen mit Sauerkraut und Pökelfleisch und Würsten auf dem großen Eichentisch herumstanden. Sie zieht eine Schublade auf, hält ihm ein sauberes Handtuch hin.

»Sie sind ganz feucht, Monsieur Perros.«

»Sie auch.«

Sie fragt sich, ob ihm das etwas Zweideutige an ihrer Formulierung aufgefallen ist.

»Also, worum geht's?«

Die Uhr aus der Franche-Comté im Eingang schlägt acht Uhr.

Jason nähert sich Nathalie.

Das tut er jetzt nicht wirklich.

Das tut sie jetzt nicht wirklich.

Doch, sie tun es.

Zuerst vögeln sie in der Küche, dann setzen sie es im Wohnzimmer fort. Das geht auf einen kleinen Garten hinaus, der von dem vorspringenden Haus gegenüber einsehbar ist, doch zum Glück ist gerade alles dunkel. Dann setzen sie das Ganze in Nathalies Schlafzimmer fort, erst ohne die Tagesdecke abzunehmen, dann unter der Tagesdecke.

Die Uhr aus der Franche-Comté schlägt elf Uhr.

Immer wieder vibriert Nathalies Handy in ihrer Handtasche, die im Flur liegt, es nervt. Sie schlüpft also nackt aus dem Bett, bückt sich, um es auszuschalten, ohne zu schauen, wer sie angerufen hat. Kaum hat sie sich wieder aufgerichtet, ist er hinter ihr, immer noch voller Elan, und sie kommen in der Bibliothek, die zugleich ihr Büro ist, zum Ende. Dort ist eine Postkarte mit einem Foto von Rimbaud ans Regal gepinnt, »mit braunem Leib von zwanzig Jahren, der es wert, nur nackt zu gehn«.

»So ein Quatsch«, sagt Nathalie Séchard, die auf dem Parkett liegt und die Deckenbalken betrachtet, die genauso ochsenblutfarben sind wie die vom Scharfrichterhaus.

Sie stützt sich auf, betrachtet Jason Perros, der mit der Hand auf seinem flachen Bauch gerade tief durchatmet, von der Seite.

»Und, sagen Sie mir jetzt, was das zu bedeuten hat, junger Mann?«

»In Filmen duzen sich die Liebenden nach dem Sex, selbst wenn sie sich vorher nicht kannten.«

Er erzählt.